

Die Epistemologien der Mediation: Ist die Passivität von Mediatoren ein Beitrag zur Dekolonisierung?

Dominic Busch

Dominic Busch ist Professor für interkulturelle Kommunikation und Konfliktforschung an der Universität der Bundeswehr München. 2004 hat er an der Europa-Universität Viadrina Frankfurt (Oder) zum Thema interkulturelle Mediation promoviert. Von 2006 bis 2011 war er dort Juniorprofessor für interkulturelle Kommunikation. In seiner Forschung richtet Dominic Busch einen diskursanalytischen Blick auf die Inhalte wissenschaftlicher Diskurse. So interessiert ihn beispielsweise, wie Gesellschaften ethische Erwartungen in den Umgang mit Interkulturalität hineinprojizieren (<https://doi.org/g625>) und wie Kulturbegriffe in der Mediationsforschung verwendet werden, um daraus unterschiedliche Konzepte von interkultureller Mediation zu konstruieren (<https://doi.org/hgsk>). Dominic Busch ist Herausgeber des Routledge Handbook of Intercultural Mediation (2003).

Kontakt:

Email: dominic.busch@unibw.de

Web: <https://go.unibw.de/dominicbusch>

Abstract (Deutsch)

Die sozialtheoretische Forderung nach einer Dekolonisierung von Wissens- und Handlungsfeldern suggeriert die Möglichkeit einer unidirektionalen Transformation. Die Ausgangszustände dieser Felder stellen sich allerdings häufig als äußerst komplex und mehrschichtig dar. Der vorliegende Beitrag zeigt am Beispiel der Handlungsorientierungen von Konfliktmediatorinnen und -mediatoren, wie philosophische und ethische Maximen, pädagogische Konzepte, professionsökonomische Orientierungen, Einbindungen in Diskurse der Berufsbranche sowie persönliche Weltansichten sich zu Arbeitsstrategien amalgamieren, die am Ende nur noch schwer vor dem Hintergrund dekolonialer Ziele einzuordnen und zu bewerten sind. Während die Lehrbuchliteratur gemeinhin unterstellt, dass professionalisierte soziale Tätigkeiten an sozialtheoretische epistemologische Konzepte rückgebunden sind, lässt die Literatur zur Mediation einen Bruch deutlich werden: So ist die Handlungspraxis vielfach losgelöst von theoretischen epistemologischen Grundlagen. Stattdessen werden aus der Praxis rekonstruktiv Stile und best-practice-Modelle herausgearbeitet, die zwar Parallelen zu den sozialtheoretischen Grundlagen aufweisen, aber nicht mehr explizit an diese rückgebunden werden. Aus diesen Überlegungen kann gefolgert werden, dass Forderungen nach Dekolonisierung an partikulareren und spezifischeren Handlungsspekten ansetzen sollten, um vermeiden zu können, dass sie an der vorgefundenen Komplexität ausgebremst werden. Handelnden in der Mediation könnten umgekehrt zusätzliche handlungsethische Klarheit gewinnen, wenn die hier skizzierten epistemologischen Komplexitäten beispielsweise in Mediationsausbildungen expliziter thematisiert werden.

Schlagerwörter: Mediation, Epistemologie, Passivität in der Mediation, Dekolonisierung, Stile in der Mediation

Emilian Franco

Emilian Franco ist wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Professur für interkulturelle Kommunikation und Konfliktforschung an der Fakultät für Humanwissenschaften der Universität der Bundeswehr München. Emilian Franco hat einen Bachelorabschluss in Theater- und Medienwissenschaft sowie Politikwissenschaft von der Universität Nürnberg sowie einen Masterabschluss in interkultureller Kommunikation von der Ludwig-Maximilians-Universität München, wo er gegenwärtig auch promoviert. Emilian Franco führt aktuell ethnographische Feldforschungen in Software-Startup-Unternehmen durch, seine Forschung ist im Bereich der Science and Technology Studies (STS) angesiedelt.

Kontakt:

Email: emilian.franco@unibw.de

Web: <https://go.unibw.de/icc>

Andrea Hartmann-Piraudeau

Andrea Hartmann-Piraudeau ist international zertifizierte Mediatorin sowie Geschäftsführerin und Gründerin von Mediationsinstituten in Deutschland (www.consensus-group.de), die Mediationen durchführen und sowohl lokale als auch internationale Mediationsausbildungen anbieten (www.im-campus.com). Im Rahmen ihrer Arbeit als Trainerin, Forscherin und Mediatorin hat Andrea Hartmann-Piraudeau zahlreiche Trainings und Lehrpläne auf nationaler und internationaler Ebene entwickelt. Andrea Hartmann-Piraudeau hat 2019 an der Universität Hohenheim promoviert. Ihre Forschung und ihre Publikationen fokussieren Emotionen in Konflikten sowie die Auswirkungen von mediatorischen Interventionen auf die Ergebnisse von (interkulturellen) Mediationen und Verhandlungen. Andrea Hartmann-Piraudeau hat zwei Masterabschlüsse in den Fächern Kommunikationswissenschaft, Soziologie und Linguistik sowie Mediation.

Kontakt:

Email: hartmann@consensus-group.de

Web: <https://consensus-group.de/>

1. Einleitung

„Für mich persönlich [bedeutet Mediation; Anm. d. Verfasser] Unterstützung von anderen bei einer Konfliktlösung. Vielleicht gelingt sie, vielleicht nicht; und das Schöne daran ist, dass man selbst eben nicht in diesem Konflikt steht, sondern man kann sich quasi zurücklehnen, die Arme verschränken und zuschauen, wie jemand anderer einen Konflikt löst und da eben dazu beitragen, und das empfinde ich eben als so entspannend, weil man selbst nicht mit der Emotion dabei ist. Man kann ganz entspannt schauen, was machen die zwei oder die drei oder die vier, die da jetzt am Tisch sitzen, und wie kann man sie am besten unterstützen? Das ist das Tolle an Mediation, dass man selbst nicht in dem Konflikt ist, sondern dass man irgendwie beitragen kann und was Sinnvolles leisten kann.“ (Interview mit Mediatorin09, 21. Dezember 2020, 00:01:00).

Das gesprächsbasierte Verfahren der Konfliktmediation, das sich aus der *Alternative Dispute Resolution* (ADR)-Bewegung der USA der 1970er Jahre entwickelt hat (Menkel-Meadow 2015:218), schien spätestens in den 1990er Jahren unter anderem auch besonders dafür geeignet zu sein, um die kulturpolitischen Ziele des Multikulturalismus mit zu unterstützen, schreiben Michelle LeBaron, Erin McCandless und Stephen Garon (1998:1) in ihrer Überarbeitung eines ersten Literaturüberblicks zu Forschungen über den Zusammenhang zwischen mediatorischer Konfliktbearbeitung und Kultur (LeBaron Duryea 1992). Schon bei dieser ersten Revision nach nur sechs Jahren erscheint den Autorinnen und Autoren der damalige erste Blick kulturalistisch und naiv, weil er den Konstruktionscharakter von Kultur und die damit einhergehende Instrumentalisierung des Begriffs zur Legitimation und Verhüllung von sozialen Machtungleichgewichten nicht berücksichtigt hatte (LeBaron / McCandless / Garon 1998:1).

Die besondere Eignung für den Einsatz in multikulturellen Kontexten war Mediation damals vor allem aufgrund der vergleichsweise hohen Flexibilität

und Anpassungsfähigkeit des Verfahrens („procedural flexibility“; Boulle und Rycroft (1997:32–39), zit. nach Jobodwana (1997:567)) zugeschrieben worden. Auch jüngst noch schließt sich Alexia Georgakopoulos in der Einleitung zu ihrem bei Routledge erschienen Mediation Handbook diesem Legitimationsanspruch qua Flexibilität an, wenn sie schreibt:

„The idea of one size fits all will never be reflective of the practice of mediation, but rather mediation will expand with the ebb and flow of conflict that will differ across issues, people, and settings“
(Georgakopoulos 2017:3).

Eine „additive Konzeption des Begriffs“ (Busch 2005:317) interkultureller Mediation, bei der dem ursprünglichen Grundgedanken von Mediation nur noch eine Modifikation in Form des Faktors Kultur hinzugefügt werden braucht, dient in der Literatur in der Tat immer wieder als (fiktive) Ausgangslage, die Autorinnen und Autoren zur interkulturellen Mediation als zu vereinfachend verwerfen und demgegenüber immer neue Modelle entwickeln können. In der Folge behauptet der Gedanke an Mediation dadurch tatsächlich meist seine kulturelle Universalität: Eher werden Modelle erweitert, als dass man sie an kulturelle Grenzen stoßen lässt (Busch 2016:203).

Ein solches, zunächst rein theoretisches Nachdenken über interkulturelle Mediation unter diesem Primat der konzeptionellen Flexibilität ließe einerseits darauf schließen, dass sich das Verfahren gedanklich und konzeptionell auch an beliebige weitere und zukünftige Herausforderungen anpassen lassen wird. Andererseits stellt sich umso offener die Frage, auf welche epistemologischen Grundverständnisse der Diskurs um Mediation überhaupt zurückgreift: Worin bestehen zentrale Grundannahmen über zwischenmenschliche Konflikte, die Art und Weise, auf die man diese in wünschenswerter Form bearbeiten kann, was genau dafür zu tun ist – und vor allem: woran man dieses Phänomen als for-

schende oder teilnehmende Beobachter erkennen können soll.

Eine solche Fragestellung geht einerseits von der (womöglich klassischen wissenschaftlichen) Annahme aus, dass Forschung, Lehre und Praxis der Konfliktmediation rückgebunden werden können an klar identifizierbare epistemologische, also erkenntnistheoretische Grundannahmen. Die andererseits beanspruchte enorme Flexibilität der Mediationsidee suggeriert allerdings andererseits, dass eventuell auch diese erkenntnistheoretische Grundlegung entweder ebenfalls sehr flexibel, vage, gering ausgeprägt oder eventuell sogar gar nicht vorhanden oder zumindest unterbrochen ist. Das würde bedeuten, dass kein direkter Zusammenhang zwischen erkenntnistheoretischen Grundlagen der Mediation und ihrer Praxis (mehr) besteht, was wiederum eigentlich eine weitgehende Überarbeitung von Lehrmaterialien zur Mediation nach sich ziehen müsste, die einen solchen Zusammenhang auch weiterhin als ihre Grundlage verwenden.

In dem folgenden Beitrag soll diesem Zustand einer epistemologischen Grundlegung nachgespürt werden. Um diese Überprüfung anhand eines konkreten Anlasses durchführen zu können, beleuchtet dieser Beitrag diese epistemologischen Aspekte im Lichte der jüngeren kulturpolitischen Orientierung der Dekolonisierung, die an soziale Handlungsfelder im Allgemeinen sowie an interkulturelle Handlungsfelder – und damit auch interkulturelle Mediation – herangetragen wird.

2. Was bedeutet Dekolonisierung für die Mediation?

Zuletzt sieht sich das Fachgebiet der interkulturellen Kommunikation mit der ethisch motivierten Anforderung aus der postkolonialen Theorie konfrontiert, das eigene Gegenstandsverständnis und die zu dessen Erforschung verwendeten Methoden zu dekolonisieren. Das Anliegen der Dekolonisierung (Smith 2022) basiert auf der Annahme, dass weltweit das Wissen über Welt sowie die Zugänge

zu dieser Welt von westlich-kulturellen Annahmen geprägt und in einem kolonialen Machtungleichgewicht oktroyiert worden sind (Said 1978; Bhabha 1994), durch das alternative Weltzugänge gar nicht mehr denkbar, geschweige denn möglich sind. Schlüsselstellen einer solchen, im Sinne sozialer globaler Gerechtigkeit notwendigen, strukturellen Transformation werden folgerichtig in den Wissenschaften in ihrer Rolle als Generatoren von Wissen, in Bereichen der Wissensvermittlung und Bildung sowie bei Agenten gesellschaftlichen Wandels im Allgemeinen gesehen. So lange diese den bisherigen globalen hegemonialen und kolonialen Alleinvertretungsanspruch westlichen Wissens weiterführen, üben sie gegenüber alternativen Wissensformen epistemische Gewalt (Spivak 1988:280) oder auch einen Epistemizid (Santos 2014) aus.

Das Fachgebiet der Forschung zur interkulturellen Kommunikation hat sich bislang überraschend wenig mit dieser Problematik auseinandergesetzt, wenn gleich sie eigentlich zu ihren Kernbereichen gehören dürfte, bescheinigen Ladaegard und Phipps (2020). MacDonald und O'Regan (2013) zufolge hält das Fachgebiet stattdessen vielfach bis heute weiter fest an dem Primat eines Ziels des interkulturellen Verstehens.

Für eine Vermeidung epistemischer Gewalt in der Forschung bieten sich demgegenüber beispielsweise vor allem post-qualitative Herangehensweisen an (Jackson / Mazzei 2009), die forscherrische Interpretationen grundsätzlich vermeiden wollen (Marker 2003). Forschende sollten stattdessen vor allem ihre eigenen Positionalitäten reflektieren (Davis und Walsh 2020), ihren Partnern im Forschungsprozess in einer ungleichen Welt aus Zentren und Peripherien Gehör verschaffen und zu einer Stimme zu verhelfen (Lincoln / Lynham / Guba 2017:215). Dass dies strukturell schwierig ist, führt die in diesem Bereich vielzitierte Metapher im Titel von Audre Lorde's Kurzesay „The master's tools will never dismantle the master's house“ (Lorde 2007) anschaulich vor Augen,

auf die für das Fachgebiet der interkulturellen Kommunikation jüngst Giuliana Ferri Bezug genommen hatte und daraus gefolgert hatte, dass demnach nur eine grundlegende Neuausrichtung der gesamten Disziplin in Frage komme (Ferri 2022).

Der Konfliktforschung bescheinigt Polly O. Walker (2004) eine ähnliche apathische Haltung, und mit konkretem Blick auf das Verfahren der Konfliktmediation stellen Volpe und Johnson (2023) sowie auch Yokotsuka (2023), fest, dass Interessentinnen und Interessenten für den Beruf der Mediatorin oder des Mediators auf keine allzu großen materiellen Zukunftsperspektiven zurückgeworfen sein sollten – die strukturell unsicheren Zugangswege verstetigen somit eine soziale Exklusivität, die Orientierungen nach sozialer Gerechtigkeit diametral entgegenstehen. In diesem Beitrag soll darüber hinaus ein entsprechender kritisch prüfender Blick auf das Verfahren der Mediation selbst geworden werden. Ein weiteres zentrales Prinzip des Verfahrens wird gemeinhin in der Aushebelung von Machtungleichgewichten gesehen (Boulle / Alexander 2012:299–304), was zunächst auf eine Blickrichtung hindeutet, die der oben skizzierten Bewegung des Dekolonisierens zumindest ähnelt. In dem eingangs referierten Statement skizziert eine professionelle Mediatorin ihre Wahrnehmung des Verfahrens der Mediation im Rahmen eines Interviews, über dessen Forschungsanliegen in dem vorliegenden Beitrag berichtet wird. Die hier skizzierte Haltung des Sich Zurücklehns in der Mediation könnte eine Hoffnung begründen, dass das Verfahren der Mediation auch in diesem Fall wieder zumindest partiell Potentiale in sich tragen könnte, die das aktuelle ethische Anliegen um Interkulturalität zu unterstützen.

3. Was ist Mediation?

Die in diesem Beitrag untersuchten Daten sind im Rahmen einer Begleitforschung zu einem europaweiten Praxisprojekt um eine länderübergreifende Mediationsausbildung erhoben worden.

Ko-finanziert durch das Programm Erasmus+ der Europäischen Union in den Jahren 2020 bis 2023 haben Ausbildungsinstitute aus sieben Ländern unter dem Projektnamen *In-Medias. European Mediation Network* (vgl. <https://in-medias.eu/>) gemeinsam eine Mediationsausbildung entwickelt und durchgeführt. In diesem Rahmen sind im Winter 2019/2020 Leitfadeninterviews mit 21 Mediatorinnen und Mediatoren sowohl innerhalb als auch außerhalb des Projekts aus den Ländern Österreich, Bulgarien, Zypern, Georgien, Deutschland, Ungarn, Irland, Litauen, den Niederlanden, Polen, Portugal und Spanien geführt worden. Erste Forschungsergebnisse aus dieser Erhebung sind in Busch, Franco und Hartmann-Piraudeau (2023) veröffentlicht worden. Die Mediatorinnen und Mediatoren sind einerseits zu Einschätzungen der strukturellen Einbettung von Mediation in ihren jeweiligen nationalen Kontexten befragt worden, aber auch zu ihren persönlichen Einstellungen, Vorstellungen, Erfahrungen und Orientierungen im Hinblick auf Mediation als ihre berufliche Tätigkeit.

Wenn in dem untersuchten Kooperationsprojekt Konfliktmediatoren befragt werden, dann eint diese die Tatsache, dass diese Personen Konfliktmeditationen anbieten und durchführen, dass sie im Regelfall dazu besonders ausgebildet worden sind und dass sie in den meisten Fällen dafür auch eine Entlohnung erhalten. Demgegenüber schlagen Pruitt und Kressel (1989) zur Beschreibung von Mediation zunächst eine sehr generische Definition vor, die einmal mehr die Vielfaltigkeit und die Flexibilität des Verfahrens betont:

“Mediation is a third-party assistance to people who are trying to reach agreement in a controversy. There are hundreds of things a mediator can do to help, ranging from simply being present at a joint discussion to thinking up new ideas and arguing for them vigorously.”
(Pruitt und Kressel 1989:2).

Ähnlich definiert auch Menkel-Meadow (2015:189) Mediation möglichst offen, streicht aber hier zusätzlich das facilitative Moment heraus, gemäß dem Konfliktmediatoren sich nicht in die inhaltliche Konfliktbearbeitung einmischen, sondern lediglich den Konfliktparteien die Bearbeitung des eigenen Konflikts erleichtern.

Literatur zur Mediation verweist in der Regel darauf, dass es solche triadischen Konfliktbearbeitungsverfahren schon immer und in vielen Teilen der Welt bereits gegeben hat, dass das Verfahren jedoch in den 1960er Jahren als eine einfache, schnelle und kosteneffiziente Alternative zu Gerichtsverfahren quasi neu entdeckt und dabei gleichzeitig in einen gewissen strukturellen und normativen Rahmen gegossen wurde. Ein Anliegen der US-amerikanischen Bewegung der *Alternative Dispute Resolution* (ADR) der 1960er und 1970er Jahre hatte ursprünglich vor allem auf der Einsicht basiert, dass es in Gesellschaften sehr viele unterschiedliche Konfliktlagen geben kann, die entsprechend auch eine Vorhaltung einer Mehrzahl verschiedener Konfliktbearbeitungsverfahren notwendig macht. Was Menkel-Meadow mit dem Prinzip des „process pluralism“ (2015, 218) anspricht, bekräftigt einmal mehr die eingangs thematisierte Verfahrensflexibilität.

4. Ergebnisse: die Präferenz für passive Strategien in der Mediation

Eine zentrale Kategorie, die sich aus dem in diesem Beitrag besprochenen Interviewmaterial herauskristallisiert hat, stellt die Unterscheidung zwischen aktiven vs. passiven Haltungen und Strategien von Mediatorinnen und Mediatoren in Mediationsgesprächen dar. Die Probanden ordneten ihre eigene Arbeit vielfach entlang dieses Kriteriums ein, wobei ein passiver Mediationsstil meist als wünschenswerter angesehen wurde.

In den folgenden Abschnitten werden exemplarisch einige Exzerpte aus den Interviews vorgestellt, in denen entweder eine aktive oder eine passive Orientierung in Mediationen zum Ausdruck kommt.

Gerade weil aktive Orientierungen in der Mediation von den Mediatorinnen und Mediatoren negativ bewertet werden, können sie durchaus sogar in kulturalistischen Stereotypisierungen und Abgrenzungen instrumentalisiert werden. In dem folgenden Beispiel wird beispielsweise asiatischen Mediatoren ein dominanter Stil zugeschrieben. Umgekehrt bedeutet dies auch, dass ein dominanter Mediationsstil etwas ist, was eher fremden Kulturen zugeschrieben wird. Fremde Kulturen dienen in diesem Fall als Projektionsfläche, auf die negative Abgrenzungen gegenüber dem Selbst übertragen werden können:

„I almost fell off my chair last fall during the Hong Kong Mediation Competition in the sense that I had such a blind spot on how they are conducting mediations in the East [...]. Although my experience [...] might be tilted because I was so surprised how differently that they were approaching it, that I might exaggerate in the upcoming minutes. But to me, at a certain point, I perceived it as their mediators are way more in the role of them being the boss of the conflict. Although it was still a mood, but there were [...] four cases and I've seen it with other Asian teams as well that they have more like a habit or culture or [...] a matter of conduct in which the mediator is telling the parties not only what they should do, but for example also what they should reveal or what's the next step in the process is going to be [...].“ (interview with Mediator05, 2021, January 22, 00:17:08-00:18:49).

Teilweise schildern Mediatoren durchaus auch, dass es ihnen selbst schwerfällt, in der Mediation eine passivere Rolle einzunehmen. Ihr aktives Engagement in den Gesprächsprozess wirkt sich dann umso stärker und dominierender aus, wenn eine oder mehrere Konfliktparteien ein eher passives und zurückhaltendes Ver-

halten zeigen. Die Mediatorin in diesem Beispiel merkt dann, dass sie die Mediation de facto alleine führt und die Parteien nicht mehr ausreichend an dem Prozess beteiligt:

„And passivity is not my natural bedfellow, so I don't value it in myself. So if I go to any any point in a mediation where I haven't succeeded, it's because I've overcooked. And the person is passive I've [...] really struggled with that, but [...] I've had to learn to really do the opposite.“ (interview with Mediatorin03, 2021, February 16, 00:51:55-00:52:29).

Das zu Beginn dieses Beitrags vorgestellte Zitat einer interviewten Mediatorin veranschaulicht auf charakteristische Weise eine passive mediatorische Haltung. Die Mediatorin erklärt, dass die im Prozess vollzogene mediatorische Passivität für sie vor allem die Bedeutung hat, dass sie sich in dieser Rolle besonders wohl fühlt. Einige Mediatorinnen und Mediatoren gehen sogar noch weiter und sehen ein ideales Ergebnis dann erreicht, wenn die Konfliktparteien die Anwesenheit des Mediators vergessen – oder zumindest ein solcher Eindruck für den Mediator entsteht:

„How do I measure if my mediation was successful or not? That might be part of the question that you're asking if the parties [...] forget about me two minutes after the mediation, my mission has been accomplished. If I am able to help without them realizing that I help them. [...] As long as they're happy with the agreement that they reached themselves and they forget about me, that means that I did a pretty good job. And that's what I like about mediation is going into the very core of somebody's problems. Right and then leaving and getting out of there as easily as I came in and then having nothing else to do with it in the in the future and having them not feel like I've intruded into their personal, their professional or life or their problems.“ (interview with Mediator07, 2020, December 22, 01:00:22-01:01:46).

In dem vorangegangenen Zitat entsteht der Eindruck, dass den Konfliktparteien intransparent bleibt, was genau in dem Prozess passiert. Der Mediator ist zwar anwesend, aber ob und in welcher Form er wirkt, bleibt den Parteien verborgen. Hier ließe sich kritisch fragen, ob eine solche Intransparenz die Autonomie der Konfliktparteien nicht letztlich wieder schmälert.

5. Mediation als Verfahren mit ethischer Orientierung

Greg Bond (2023, 23) verweist rückblickend darauf, dass das ursprünglich vergleichsweise freie Verfahren der Mediation US-amerikanischer Provenienz seit den 1980er Jahren durch die Rezeption des Verhandlungsklassikers *Getting to Yes* von Roger Fisher und William Ury (1981) einen starken Formalisierungsschub erfahren hat, der wesentliche Bereiche westlicher Mediation unterschiedlicher Ausprägung bis heute strukturiert und eint. Charakteristisch für Mediationen westlicher Provenienz ist seitdem die Annahme, dass Mediationsgespräche in ihrer Strukturierung entlang eines Modells linear hintereinander ablaufender Phasen organisiert sind.

Trotz dieser engen Anlehnung an die rationalistischen Grundlagen der Verhandlungstheorie sehen Druckman und Wall allein schon die triadische Anlage von Mediationen als einem Verfahren, in dem eine Drittperson unterstützend hinzukommt, als ersten Schritt, der Mediation zwingend aus dem rein rationalistischen Schema herausführt und ihr eine klar normative Orientierung verleiht. Diese äußert sich darin, dass Mediatoren ein klares Ziel verfolgen, indem sie einer Interaktionssituation eine Wendung geben wollen, die von den Beteiligten als konstruktiv erachtet wird (Druckman und Wall 2017:1910).

Doch auch für die wertebasierte Konfliktbearbeitung bot Fisher und Urys Verhandlungsmodell neue Grundlagen für eine weitere Kodifizierung von Mediation als Verfahren. So argumentierten Fisher und Ury für eine Reihe von

Grundprinzipien, die Verhandlungspartner beachten sollten, um zu einem konstruktiven Ergebnis zu kommen. Eines der bekanntesten dieser Prinzipien besteht beispielsweise in dem Ziel, Personen und Sachen in einer Verhandlung voneinander zu trennen – was letztlich der rationalistischen Orientierung des Ansatzes Rechnung trug.

Das Prinzipienmodell wurde im Kontext der zunehmenden Kodifizierung von Mediation in der westlichen Welt vielfach übernommen, und – so schildert Bond – die Arbeit von Mediatorinnen und Mediatoren wird vielfach bis heute als basierend auf einer Reihe von Grundprinzipien erklärt und wahrgenommen. Bond bezeichnet diese Anlage aufgrund ihres Imports aus Fisher und Urys Ansatz zur Anleitung für Verhandlungsgespräche als „principled negotiation model“ (Bond 2023:23). Während hinter jedem dieser Prinzipien eine vielschichtige Entwicklung im wissenschaftlichen und praktischen Diskurs steckt, werden diese Prinzipien jedoch retrospektiv in Lehrbüchern meist als Liste aus einem Guß präsentiert, wie beispielsweise in Boulle und Rycroft (1997:32–39), aus denen Jobodwana (1997:567) zusammenfasst:

„The value claims of mediation are: procedural flexibility; informality; party participation; norm creating; person centred (mediation allows for individualised settlements based on the parties’ subjective preferences); relational; future focus; and privacy and confidentiality (at 32-39).“ (Jobodwana 1997:567).

Schilderungen zur Entstehungsgeschichte und der Etablierung von Mediation in Europa beziehen sich in der Regel auf Ursprünge des Verfahrens in den USA. Dennoch halten sich die Grundprinzipien von Mediation über die Kulturen hinweg durchaus aufrecht, weil sich die Mediatorinnen und Mediatoren auch in lokalen Kulturen an diesen Prinzipien orientieren. So hatte beispielsweise Friedman (1992) von einer regelrechten „culture of mediation“ gesprochen. Bonafé-Schmitt et al. (1999) vermuten dennoch Unterschiede zwischen der

mediatorischen Praxis in den USA und Europa, weil Mediation in den USA ein Komplement zum dortigen Rechtssystem des case law beisteuere, wohingegen das Verfahren in Europa seine Rolle innerhalb des kodifizierten Rechts finden müsse. Bonafé-Schmitt et al. (1999:18) sprechen daher von einem „modèle latin’ qui s’opposerait à un ‚modèle anglo-saxon’ de médiation.“

6. Deduktive Ansätze von Orientierungen für die Mediation: Epistemologische Importe

In den folgenden Abschnitten werden einige Denktraditionen mit ethischen Kontexten vorgestellt, von denen vermutet werden kann, dass Mediationen in ihrer gegenwärtigen ethischen Ausrichtung und Orientierung von diesen Kontexten beeinflusst worden sind. Diese Rekonstruktionen sind häufig spekulativer Natur, sie arbeiten auf der Grundlage von plausibel erscheinenden Passungen und Parallelen. Eine solche Anschließbarkeit ist in ihrer Qualität durchaus mit den rekonstruktiven Konzeptionen vergleichbar, die in der Literatur zu Mediation kursieren.

6.1 Mediation als Form der Beratung

Der Begriff der Beratung ist vielschichtig und hat in vielen anderen Sprachen, wie beispielsweise dem Englischen, gar kein eindeutiges Äquivalent. Stattdessen stehen mehrere einzelne und jeweils spezifischere Begriffe zur Verfügung: Das *Counseling* bezeichnet eine psychologische Beratung bis hin zur Psychotherapie, unter *consulting* wird eine wirtschaftswissenschaftlich fundierte Management-Beratung verstanden, und als *advising* lassen sich Tätigkeiten bezeichnen, in denen Menschen einander eher sachlich informieren und instruieren.

Beratungstätigkeiten können entsprechend tatsächlich so verschieden ausfallen, dass es wesentlich einfacher erscheint, den Begriff von Seiten eines

Klienten zu definieren, der zu Beginn wahrscheinlich noch gar nicht so genau weiß, was ihn erwarten wird und auf ihn zukommen wird.

In der internationalen Literatur werden sowohl die Erforschung als auch die Entwicklung neuer Konzepte für die Beratung meist unhinterfragt als Arbeitsfeld der Psychologie verstanden. Die deutschsprachige Pädagogik scheint demgegenüber einen Sonderweg eingeschlagen zu haben. Sie beansprucht die Forschung und die Entwicklung von Beratung als ein genuines Tätigkeitsfeld für sich selbst. Damit einher geht letztlich auch die Etablierung des einheitlichen Begriffs der Beratung für die im Englischen unterschiedlichen Tätigkeitsfelder.

Eine gute Zusammenfassung dieser deutschsprachigen Richtung liefert die Erziehungswissenschaftlerin Katharina Gröning in ihrem Studienbuch *Pädagogische Beratung* (Gröning 2011). Gröning betont explizit den Anspruch der deutschsprachigen Pädagogik, die tonangebende Disziplin für den Bereich der Beratung zu sein, bzw. umgekehrt, Beratung als einen genuinen Teil der Pädagogik zu verstehen.

Pädagogische Zielstellungen finden sich auch in einzelnen Schulen der Mediation wieder. So geht es insbesondere der transformativen Mediation (Bush / Folger 1994) in ähnlicher Weise um eine (Wieder-)Ermächtigung der Konfliktparteien, damit diese in der gegebenen Situation und auch in zukünftigen Problemlagen wieder selbst dazu befähigt sind, eigene Problemkontexte selbst konstruktiv zu bearbeiten.

Vor allem die Verflechtung von Psychologie, Pädagogik und Beratungspraxis verweist auf einen allgemein durchaus existenten Zusammenhang zwischen Ausbildungen und professioneller Praxis. So ist davon auszugehen, dass Auszubildende zur Pädagogik, zur Beratung und zur Mediation in ihrer späteren professionellen Tätigkeit nicht nur die Ausbildungsinhalte übernehmen werden, sondern auch die didaktischen Methoden, mit denen diese Inhalte vermittelt worden sind, sowie die damit einhergehen-

den pädagogischen Selbstverständnisse. Das ist ein nützliches Steuerungsinstrument, das allerdings beim zunehmenden Umschwenken auf Online-Ausbildungen (Hartmann-Piraudeau 2022) zu einer Herausforderung wird. Ausgebildete Mediatoren sind dann umso mehr darauf angewiesen, später ihren eigenen Mediationsstil zu entwickeln.

Im deutschsprachigen Raum knüpfen auch Autorinnen und Autoren zur Mediation an diesen Beratungsdiskurs aus der Pädagogik an und verorten Mediation entsprechend als Form der Beratung. So sieht beispielsweise die Mediatorin Birgit Keydel unterschiedliche Arbeitsfelder in der Nachbarschaft von Mediation allesamt als Bestandteile einer Art Beratungslandschaft, wie beispielsweise neben Mediation auch Moderation, Organisationsentwicklung, Teamentwicklung, Fachberatung/Vertretung, Coaching/Supervision (Keydel 2018:100).

Diese konzeptionelle Nähe empfinden auch Mediatorinnen und Mediatoren. So sind für Gabriele Pinkl die Gesprächstechniken in der Mediation eigentlich Beratungstechniken (Pinkl 2018:115).

Trotz dieser Einordnungen von Mediation als Form der Beratung lassen sich im Diskurs auch Emanzipationsbewegungen mediatorischer Orientierungen gegenüber diesem klassischen Beratungsparadigma feststellen. So emanzipiert sich der Diskurs um Mediation merklich gegenüber dem Ziel des Verstehens, der Lösungsorientierung und der Sachorientierung, die in der pädagogischen Beratung bis zuletzt vertreten werden (Nittel 2009:11–12). Umgekehrt können natürlich auch das Modell der Mediation und seine Selbstverständnisse sinnvolle Orientierungen bei der Ausgestaltung von pädagogischen Kontexten bieten. Dieses Potential erkundet beispielsweise Fatima Pereira (2019) am Beispiel der Lehrerbildung.

6.2 Epistemologien in Wissenschaft und Beratung

In den vorangegangenen Abschnitten wurde bereits festgestellt, dass sich beim Zusammenspiel von Ausbildungen, Forschungen und praktischen Maßnahmen nicht nur die Inhalte überlappen, bzw. diese zwischen den Bereichen transferiert werden. Auch die Methoden, mit denen diese Inhalte behandelt werden, werden transferiert, bzw. die Handelnden, die mit den unterschiedlichen Feldern in Kontakt kommen und in ihnen sozialisiert werden, transferieren Inhalte und Methoden wahrscheinlich zu einem großen Maße sogar unbewusst zwischen den Bereichen.

Neben der beraterischen Praxis erscheint die qualitative Sozialforschung ein weiterer Bereich, der nicht nur Methoden und Techniken an die klinische Psychologie weitergibt, sondern der auch einen Steinbruch der Methoden und Strategien für die Beratung und die Mediation darstellt. Dies wird in einigen Quellen aus der Mediation sogar explizit bestätigt, andere Zusammenhänge liegen auf der Hand, werden aber längst nicht immer klar benannt. Im Folgenden sollen einerseits solche Stimmen aus der Literatur zur Mediation gesammelt, referiert und geordnet werden, und darüber hinaus sollen andererseits auch offen Grundverständnisse der Sozialforschung mit denen der Mediation verglichen werden. So hat sich gerade die Bildungsphilosophie schon immer genuin mit der Frage beschäftigt, welche Beziehungen zwischen Forschungsmethoden und didaktischen Methoden bestehen, und wie sich diese gegenseitig beeinflussen (Curren 2017, 1864). Gerade die „Epistemology of Education“, die erkenntnistheoretische Frage nach dem Weltzugang in Bildungskontexten hat sich einer solchen Anwendungsorientierung wesentlich geöffnet, wie Lani Watson (2016) in der Zeitschrift *Philosophy Compass* bestätigt. Marek Tesar (2021) erkundet in einem Beitrag in der Zeitschrift *Qualitative Inquiry* die Zusammenhänge zwischen der Philosophie einerseits in ihrer Umsetzung sowohl in empirische For-

schungsmethoden als auch in didaktische Methoden der Vermittlung. Ein solcher Transfer findet Tesar zufolge permanent statt und letztlich wären Methoden andernfalls sogar gar nicht denkbar. So beginnt Tesar (2021:545) bei Sokrates, der bereits Bildung als untrennbar von Philosophie und Politik verstanden habe. Auch neuzeitliche philosophische Ansätze wiesen einige Gemeinsamkeiten im Hinblick auf ihre Verbindung zu Bildung und Erziehung auf. Sie bezögen sich meist zurück auf Kant und die Aufklärung, die der Philosophie ein humanistische Weltbild verpasst habe (Tesar 2021:547), das wiederum die Bildungsmotivation unterfütterte.

Beratungskonzepte suchen und empfehlen daher vielfach den Anschluss an Forschungsmethoden, denn in beiden Fällen geht es letztlich um (neue) Weltzugänge und deren Beschaffenheit. So plädieren bereits Vacc und Loesch (1984) dafür, dass Berater insbesondere qualitative Methoden der Sozialforschung erlernen sollten, um dadurch gut beraten zu können.

In den folgenden Abschnitten werden einige epistemologische Paradigmen aus der Sozialforschung referiert und eingeordnet, für die sich in der Literatur zumindest vereinzelte Bezugnahmen und Verknüpfungen zwischen Theorie und Anwendungsfeldern in der Beratung finden lassen.

Wenn es darum gehen soll, beraterische Tätigkeiten zu dekolonisieren, sehen Brubaker et al. (2010) allerdings schon aufgrund der hier vorzufindenden Vielfalt und Beliebigkeit der epistemologischen Ansätze gewisse Grenzen. De facto treffe das Anliegen einfach gar nicht auf ein Feld, das in sich homogen genug wäre, um es als Ganzes zu transformieren.

6.2.1 Phänomenologie

Die sozialwissenschaftliche Erkenntnistheorie der Phänomenologie gehört zu den am häufigsten referenzierten Paradigmen in der Literatur um pädagogische Beratungsansätze. Von besonderer Relevanz und Charakteristik im Kontext

einer Konzeption von Beratung ist an diesem Ansatz sein genuiner Anspruch, die Möglichkeit und die Beschaffenheit des Zustandekommens eines zwischenmenschlichen Verstehens zu beschreiben.

Im Kontext von Bestrebungen des Dekolonisierens wurde im vorliegenden Beitrag der Verstehensanspruch in der Beratung jedoch bereits kritisch hinterfragt. Vertreterinnen und Vertreter phänomenologischer Ansätze halten ein solches Verstehen des Beraters gegenüber seinen Klienten dagegen für essentiell und für nicht ersetzbar durch vermeintlich strukturierende Techniken. So hält Katharina Gröning neuere Formen des Beratens, wie beispielsweise das Neurolinguistische Programmieren oder die systemische Beratung für kritisch. Dabei ist Gröning der Ansicht, dass diese Formen jüngst vor allem deshalb immer mehr Zulauf bekommen, weil sie bequem sind: Sie suggerieren die Möglichkeit des Beratens ohne verstehen zu müssen (Gröning 2011:19).

Vor dem Hintergrund einer solchen Argumentation müsste sicherlich auch das westlich geprägte Verfahren der Mediation, das sich explizit als sequentiell und auf vorgefertigten Verfahrensprinzipien aufbauend versteht, als ein solcher mechanischer Ersatz für ein interpersonales Verstehen eingeordnet werden. Uhlendorff (2012, 710) räumt dabei sogar aus pädagogischer Sicht ein, dass die daraus resultierende Beschleunigung und Vereinfachung des Verfahrens für die beratenden Personen in der Praxis aufgrund von Zeitknappheit und der Komplexität der Fälle schlicht erforderlich sei. Bedenkt man zudem, dass auf diese Weise Gefahren der epistemischen Gewalt systematisch umgangen werden können, könnte diese Orientierung Mediation gegebenenfalls tatsächlich dekoloniale Züge bescheren.

Wendt (2020) weist auf die immense Vielfalt an Strömungen innerhalb der Phänomenologie hin, die darüber hinaus zu einer mindestens ebensolchen Bandbreite an Bezugnahmen aus der beraterischen Praxis führt. Das Konzept der Lebenswelt der Phänomenologie impliziert

dabei, dass alle gesammelten Daten immer in Kontexte eingebunden sind. Forscherinnen und Forscher sollten daher anstelle theoretischer Rückbindungen eher ein Augenmerk auf die Kontexte ihrer Daten legen und im Blick behalten, dass sie selbst ebenfalls nicht transzendierbar in diese Lebenswelt eingebunden sind. Wenn es darum geht, einen Patienten oder Probanden richtig zu verstehen, ist im Sinne der Phänomenologie immer eine Verankerung in dessen Lebenswelt wichtig. Wenn also ein Proband beispielsweise allgemeine Statements äußert, sollte der Interviewer ihn bitten, dies anhand von konkreten Beispielen zu substantiieren (Wertz 2005:171).

6.2.2 Konstruktivismus

Von einer Orientierung an konstruktivistischen Grundannahmen für eine Gestaltung pädagogisch beratender Tätigkeiten raten beispielsweise Wilkinson und Hanna (2016) sowie Wilkinson, Shank und Hanna (2019) explizit ab. Tatsächlich könnten konstruktivistische Einsichten für Beratende – im Falle der Texte hier: Schüler in Ausbildungen zu psychologischem Counseling – durchaus erhellend sein. Sie heben hervor, wie nicht nur die Klienten, sondern auch die zuhörenden Beratenden ihre Welt aus dem, was sie wahrnehmen und was ihnen kommuniziert wird, in hohem Maße autark selbst konstruieren. Die Autoren befürchten jedoch, dass dadurch bei den Auszubildenden der falsche Eindruck eines weitgehend beliebigen *Anything-Goes* der Weltwahrnehmungen entsteht. Diese Beliebigkeit entstehe vor allem durch einen zu starken Fokus konstruktivistischer Ansätze auf synchrone Kohärenz der Konstrukte als Voraussetzung für Schlüssigkeit und Gangbarkeit. Diachrone Entstehungsprozesse von Weltbildern werden stattdessen in ihrer Relevanz beinahe geleugnet. Im Fall von Beratungen gehe es aber um menschliche Individuen, deren aktuelle Weltbilder auch auf Erinnerungen, Erfahrungen und Sozialisationen aufbauten. Therapeuten sollten stattdessen insbesondere zur Reflexion darüber angeleitet werden, warum sie was wie

wahrnehmen und interpretieren. Nur auf diese Weise könnte es ihnen im nächsten Schritt gelingen, die Partikularität ihrer eigenen Wahrnehmung so weit wie möglich auszuklammern und stattdessen für die Wahrnehmungen ihrer Klienten offen zu bleiben – deren Wahrnehmungen natürlich ebenfalls unter diesen Prämissen angegangen werden müssen. Lee, Neimeyer und Rice (2013:329) haben jedoch zumindest empirisch belegen können, dass ein konstruktivistisches Weltbild seitens von Beratenden zu einer abwartenderen und gegebenenfalls auch als passiver wahrgenommenen Haltung führt.

6.2.3 Systemtheorie

Neben phänomenologisch fundierten Ansätzen zur Beschreibung von Beratung finden sich in der Literatur traditionell zahlreiche systemtheoretische Ansätze, bei denen die systemische Beratung sogar ein eigenes Genre bildet. Der Organisationspädagoge Rainer Zech definiert Beratung im Allgemeinen gleich entsprechend:

„Beratung ist ein Systembildungsprozess, bei dem zwei Systeme zusammenkommen und gemeinsam ein drittes System bilden: ein Klient trifft einen Berater, und beide zusammen bilden das Beratungssystem“ (Zech 2010:16).

Zech zufolge muss ein systemisches Verständnis von Beratung davon ausgehen, dass es ein gegenseitiges zwischenmenschliches Verstehen im hermeneutischen Sinne, eine unmittelbare Einflussnahme und eine entsprechende didaktische Belehrung nicht geben kann. Eine Beratung könne entsprechend Klienten immer nur dabei unterstützen, sich selbst zu ändern – eine Sichtweise, die durchaus mit den Forderungen der Dekolonisierung nach Selbstermächtigung der Schwächeren zumindest nicht im Widerspruch stünde. Aus systemtheoretischer Sicht bestünden die Arbeitsweise oder die Effekte von Beratungen – und wohl auch Mediationen – hauptsächlich darin, dass sie ein gegebenes System gezielt stören können und auf diese Weise

zumindest eine – wie auch immer geartete – Bereitschaft zur Veränderung anstoßen (Schirmer / Michailakis 2019).

6.3 Epistemologien in den Weltbildern von Mediatoren

In den vorangegangenen Abschnitten wurde Konfliktmediation als eine Form der beraterischen Tätigkeit kontextualisiert. Wissenschaftliche Rahmungen beraterischer Tätigkeit wurden darüber hinaus neben der Psychologie, die sich auf die Bearbeitung von Krisensituationen spezialisiert hat, vor allem in den Bildungswissenschaften gefunden. Diese wissenschaftliche Einbettung von Beratung und pädagogischer Tätigkeit im Allgemeinen bringt vor allem eine Reflexion und Systematisierung von unterschiedlichen möglichen epistemologischen, also erkenntnistheoretischen Weltzugängen in Bildungs- und Beratungsprozessen voran.

Zugleich wurde im vorangegangenen Abschnitt dargelegt, dass de facto jede existierende epistemologische Richtung auch Aufschlüsse über Bildungs- und Beratungsprozesse geben kann. Eine eindeutige Erklärung dessen, was in Bildungsprozessen, Beratungen und Mediationen daher letztlich passiert, bzw. woran sich professionelle Akteure in diesen Bereichen letztlich orientieren sollen, bleibt angesichts der Fülle und der Beliebigkeit dieser Fülle der möglichen Ansätze allerdings auch weiterhin unklar. Allein im Bereich des Counseling gibt es heute über 500 verschiedene Ansätze (Wilkinson / Hanna 2016:8). Dabei wird grundsätzlich meist das Credo vertreten, dass der eine Ansatz nicht grundsätzlich besser ist als der andere. Angehende Therapeuten werden stattdessen dazu angehalten, herauszufinden, welche Ansätze am besten zu ihrer eigenen Persönlichkeit und zu ihren Welterfahrungen passen. Einen solchen konstruktivistischen Ansatz halten Hanna und Wilkinson für zu beliebig, weil die zur Verfügung stehenden Modelle sehr unterschiedliche Qualitäten aufweisen. Dennoch führt diese vermeintlich sichtbare Beliebigkeit dazu, dass in der Forschungsliteratur

rekonstruktiv wiederum ein Zusammenhang zwischen den persönlichen Einstellungen von Beratenden und den von ihnen präferierten Methoden und Stilen festgestellt wird. Wie Beratung in der Praxis ausgeführt wird, hängt demnach wesentlich von der Grundkonstitution des Beraters ab (Arnold 2009:200). Schehr und Milovanovic (1999) folgern daraus wiederum, dass eine sozialwissenschaftliche Bildung für Beratende eine Grundvoraussetzung dafür sein könne, sich von den eigenen Weltbildern lösen zu können und diese systematisch reflektieren zu können.

Die Bildungsforscher Pignault, Meyers und Houssemand (2017) sind genau diesem Zusammenhang am Beispiel von Mediation empirisch auf den Grund gegangen und halten die hier besprochene Unverbundenheit zwischen Theorie und Praxis für ein Phänomen, das in beruflichen Feldern generell weit verbreitet ist. Professionelle Akteure machten ihre Arbeit in der Regel gut und richtig, können aber letztlich meist selten substantiieren, worauf diese Qualität zurückzuführen wäre.

Neben der Lücke zwischen Erkenntnistheorie und Praxis, bestehend aus didaktischer Vermittlung der Ansätze und ihrer praktischen Umsetzung sehen Pignault et al. auch in letzterem Bereich eine solche ungeklärte Lücke: Während Lehrbücher zur Mediation deren höchstes Ziel meistens in der Findung von positiven und konstruktiven Lösungen von Konflikten sehen, steht für Mediatoren eher die konstruktive Gestaltung des Prozesses in der Mediation im Vordergrund.

Rachel Goldberg (2009) hatte in einem Beitrag mit dem Titel „How our worldviews shape our practice“ in der Zeitschrift *Conflict Resolution Quarterly* anhand von Interviews mit Mediatoren gezeigt, dass deren Orientierungen in der Mediation wesentlich stärker auf die Weltanschauungen (*worldviews*) der Mediatoren zurückzuführen sei als auf wissenschaftliche Präferenzen oder kulturelle Sozialisationen. Unter Weltanschauungen versteht Goldberg

dabei ganz spezifische Verständnisse und Deutungen von Welt, die sich aus der sozialen Position von Mediatoren in der Gesellschaft ergeben. Abhängig von der biographischen Sozialisation von Mediatoren in hegemoniale oder aber subalterne soziale Gruppen in einer Gesellschaft werden diese eine ganz verschiedene Weltauffassung entwickeln und auf dieser Grundlage auch zu unterschiedlichen Verständnissen von sozialer Gerechtigkeit kommen.

Führt man die Beobachtungen von Pignault et al. (2017) mit denen von Bonafé-Schmitt et al. (1999) zu den strukturell-kontextuellen Besonderheiten von „lateinischer“ Mediation in Europa zusammen, so ließe sich weiterhin die Hypothese aufstellen, dass Mediatorinnen und Mediatoren in Europa gerade deshalb mehr Wert auf Prozessualität anstelle einer Lösungsorientierung legen weil sie in ihrer Einbettung in ein kodifiziertes Rechtssystem auch methodisch einen Kontrapunkt und eine Emanzipation vom dominierenden System der Rechtsprechung erbringen müssen – eine Emanzipationsleistung, die für US-amerikanische Mediatorinnen und Mediatoren in einem ohnehin situativer fokussierten *case law* weniger dringend und notwendig erscheinen mag.

6.3.1 Moderne vs. postmoderne Epistemologie

Der US-amerikanische Counseling-Forscher James T. Hansen (2006) hat die Rolle von postmodernen Weltansichten von Beratenden im Bereich des Counseling untersucht. Auch er geht dabei davon aus, dass unterschiedliche Weltansichten und Epistemologien bereits in den Ausbildungen zu therapeutischen Beratenden eine Rolle spielen und sich auf die spätere Praxis auswirken. Traditionell seien Ausbildungen eher im Geiste einer Epistemologie der Moderne angelegt, so dass ihr primäres Ziel getrost in der Vermittlung von Wissen liegen konnte. Professionell Beratende sollten außerdem vor allem herausfinden, worum es ihren Klienten in konkreten Fällen genau gehe. Hansen erläutert demgegenüber, dass

eine postmoderne Weltansicht eher davon ausgehe, dass es unterschiedliche Wahrheiten gibt und dass Theorien, wenn sie einmal angewendet oder angenommen werden, meist bis zum Ende eines Erkenntnisprozesses determinieren, was wahrgenommen und erkannt wird – und dieser Effekt treffe auch auf Beratungen zu. Postmodern informierte Beraterinnen und Berater sollten sich dieses Effekts bewusst sein. Eine postmoderne Haltung in der Beratung wäre dagegen anti-essentialistisch ausgelegt, und die Beratenden sähen ein, dass sie ihre Klienten nie eindeutig erfassen können, sondern dass sie sie immer nur wahrnehmen und interpretieren (Hansen 2006:292).

Vor diesem Hintergrund lässt sich beispielsweise auch die vermeintliche Überlegenheit westlich-wissenschaftlicher Theorien überhaupt nicht mehr begründen. Sie sind eine Narration, die genauso wenig mit der vermeintlichen Wirklichkeit zu tun haben, wie alle anderen auch (Hansen 2006:293) – eine Haltung, die sich der eingangs besprochenen Orientierung zum Dekolonisieren nähert. Grundsätzlich relativiert diese Haltung den eindimensionalen oder teleologischen Gedanken an einen Verbesserungsprozess in der Beratung: Klienten werden nach einer Beratung nicht etwa über ein vermeintlich besseres Wissen verfügen. Sie werden demgegenüber bestenfalls ihr Leben aus anderen Perspektiven kennen gelernt haben – die jedoch weder wahrer noch richtiger sind. Diese Sichtweise relativiert wiederum auch die unterschiedlichen Qualitätsansprüche von Beratungsformen.

Vergleicht man diese Anforderungen mit den eingangs referierten und etablierten Prinzipien zur Mediation westlicher Prägung, so scheinen sich Mediation und das darin enthaltene Konfliktverständnis als genuin postmoderne Produkte darzustellen. Entsprechend wird davon ausgegangen, dass es im Konflikt unterschiedliche und gleichberechtigte Wirklichkeitsauffassungen gibt. Mediatorinnen und Mediatoren sollten dies verinnerlichen und ihren Klienten dabei helfen, dies ebenfalls zu verstehen.

De facto wird den Klienten also eine philosophische Grundhaltung der Postmoderne vermittelt.

6.3.2 Mit Pragmatismus dem Relativismus begegnen

Neben dieser groben Orientierung, die grundsätzlich eine Vielfalt von Sichtweisen und Haltungen möglich macht, scheinen Hansen (2006) zufolge noch einige kleinere Feinjustierungen in den Weltbildern von Beratenden hilfreich. So müssten radikal relativistische Haltungen eigentlich wiederum dazu führen, dass Akteure gar nicht mehr in der Lage sind, zu handeln. Für diesen Fall helfe den Beratenden ein Schuss Pragmatismus weiter, so Hansen (2006:294). Die entsprechende sozialtheoretische Richtung ermutigt dazu, immer diejenige Theorie zu verwenden, die sich auf eine gegebene Situation am besten anwenden lässt und die die hilfreichsten Schlüsse und Perspektiven zulässt – anstelle einer Theorie, die eventuell intern am konsistentesten wäre. Auf diese Weise lassen sich die radikalen Pole des Relativismus vermeiden, und Beratende können immer diejenige (Beratungs-)Theorie anwenden, die aus ihrer Sicht gerade am passendsten erscheint. Für die Beratung spricht Hansen denn auch von einer Haltung des Neo-Pragmatismus. Auch diese Haltung lässt sich in den Grundprinzipien der Mediation wiederfinden, die das Verfahren ja als besonders flexibel und auf gegebene Situationen anpassbar definieren. Nicht zuletzt die wahrgenommene Attraktivität des Verfahrens für interkulturelle Kontexte basiert auf dieser Flexibilität.

6.4 Social Justice in Bildungsphilosophie und Beratung

Die Frage, was Wissenschaft und Bildung leisten sollten und woran sie sich orientieren sollten, war klassischerweise lange Zeit zweigeteilt: Die Philosophie war seit ihrer Antike auf der Suche nach Wahrheiten. Andere, meist partiellere und damit auch anwendungsbezogenere Wissenschaften waren später eher auf der Suche nach Wissen, das nützlich und gangbar ist (Moisio / Kauppinen 2020).

Moisio und Kauppinen (2020:2241) zufolge argumentierte Martha Nussbaum (2010:2) hier als erste, dass dieser de facto ökonomistischen Orientierung eine Haltung entgegengesetzt werden müsse, deren ethische Ausrichtung zwar möglicherweise außerhalb der Philosophie liege, die jedoch grundsätzlich sozial als wünschenswerter erachtet werde. Nussbaum formuliert dazu die Ziele von „democratic and global citizenship“ (Moisio / Kauppinen 2020:2241), woraus wiederum neue Ziele für die Bildung entstanden. Nussbaum legte damit eine Grundlage für kritisches Denken sowie eine Beschäftigung nach Möglichkeit mit dem Fremden, Anerkennung von Vielfalt und Sympathie gegenüber dieser Vielfalt als neue ethische Orientierungen auch auf epistemologischer Ebene. Erst vor diesem Hintergrund erhalten Praktiken, wie die der Mediation und ihre Verbreitung sowie die Annahme ihrer Vermittelbarkeit durch Lehre ihre Sinnhaftigkeit.

6.5 Beraterische Kurzschlüsse zwischen Theorie und Praxis

Die vorangegangenen Abschnitte haben die bereits in der Literatur vorgefundenen Hypothesen dazu substantiiert, dass sich Epistemologien wissenschaftlicher Forschung, Didaktiken zur Vermittlung von Praxiswissen sowie die eigentliche Praxis von Beratung und Mediation gegenseitig beeinflussen und inspirieren. Für die vorliegende Fragestellung nach der Notwendigkeit vs. einer bereits vorliegenden Dekolonisierung von Methoden in der Mediation sind Einblicke in die Komplexität dieser gegenseitigen Verflechtungen besonders aufschlussreich. In vielen Fällen werden diese Beziehungen in der Literatur nicht explizit gemacht, sind Autorinnen und Autoren eventuell sogar gar nicht bekannt oder bewusst und letztlich auch nicht immer von Relevanz und Interesse für das, was in den Publikationen jeweils besprochen wird. In der Literatur finden sich allerdings auch umgekehrt Formen und Fälle der expliziten Bezugnahme, insbesondere wenn es darum geht, eine wissenschaftliche Fundierung von prakti-

schen Methoden zu betonen und letztere damit vermeintlich aufzuwerten. Verbindungen, die auf diese Weise hergestellt werden, sind häufig unterkomplex, sie überspringen Zwischenschritte, rezipieren Originale gelegentlich nur noch aus Sekundärquellen und sind dadurch gegebenenfalls sogar nicht richtig. Strategien dieser Art führen gelegentlich dazu, dass die angestrebte Wissenschaftlichkeit umso mehr unter einem zweifelhaften Stern steht (Tesar 2021:545).

7. Induktive Ansätze von Orientierungen für die Mediation

Der vorliegende Beitrag ging grundsätzlich davon aus, dass es zwischen Wissenschaftstheorie und Sozialforschung einerseits und mediatorischer Praxis andererseits zahlreiche Zusammenhänge gibt. Diese sind jedoch häufig nicht manifest oder in ihrer gegenseitigen Verknüpfung nicht lückenlos schlüssig. Häufig ist sogar trotz gedanklicher Nähe eine Unverbundenheit zwischen Theorie und Praxis festzustellen. Diese Lücke wird in der Literatur jedoch längst nicht nur mit deduktiven Mitteln zu schließen versucht. Auch in induktiver Herangehensweise nähert sich die Literatur diesem Lückenschluss an und versucht, Orientierungen und Muster im mediatorischen Handeln zu finden. Diese Einordnungen können wiederum Parallelen zu sozialtheoretischen Ansätzen aufweisen, stellen aber keinen expliziten Bezug her. Auch dieses Feld soll im Folgenden kurz erkundet werden.

7.1 Ideologien in der Mediation

Gegenüber einer deduktiven Fundierung mediatorischer Arbeit aus der Sozialtheorie heraus finden sich sehr viele Studien, die Orientierungen in der Mediation in Ideologien begründet sehen, denen Mediatorinnen und Mediatoren teilweise unbewusst folgen. Eine unmittelbare Rückbindung an Themen wie beispielsweise soziale Gerechtigkeit wird dadurch jedoch eher erschwert. Adler, Lovaas und Milner (1988:318) definieren den

Ideologiebegriff beispielsweise in seiner Verwendung im Diskurs der Mediationsforschung als Ausrichtung der Mediationsarbeit auf eine Herstellung gesellschaftlicher Ideale. Solche ideologischen Bewertungen epistemologischer Grundlagen können bezogen auf die Mediationspraxis sehr spezifisch ausfallen und wären in einer solchen Form in allgemeinen Sozialtheorien möglicherweise nicht enthalten. Für Adler, Lovaas und Milner (1988:320) zählt hierzu beispielsweise die Annahme, dass Konflikte natürlicher Bestandteil des sozialen Lebens sind, manche von ihnen aber destruktive Effekte entwickeln können, wenn sie nicht systematisch und regelgeleitet bearbeitet werden. Zu den ideologischen Zielen von Mediation gehöre zudem die Verhinderung von sozialer Entfremdung sowie die Stärkung einer eigenen und selbständigen Konfliktkompetenz der Gesellschaft (1988:321).

7.2 Stile der Mediation

Handlungspraktischer als Ideologien, aber dennoch auf der Ebene allgemeiner und übergeordneter Orientierungen ist die ebenfalls induktive Suche nach und Unterscheidung von mediatorischen Stilen angesiedelt. Eine erste Begründung des Phänomens der *mediator styles* sehen Druckman und Wall (2017:1914) bei Kressel und Pruitt (1989), die zwischen einem reflexiven, einem substantiierenden und einem kontextuellen Stil unterschieden („three basic groups of techniques: reflexive, substantive, and contextual“; Druckman / Wall 2017:1914). Bei der Identifikation dieser Stile wird entsprechend nicht davon ausgegangen, dass diese an übergeordnete Theorien anknüpfen. Stattdessen geht es bei der Erhebung explizit darum, in der Praxis Muster zu identifizieren. Diese unmittelbare Praxisrelevanz macht mediatorische Stile für eine Vermittlung in der Ausbildung besonders nützlich, weil sie sowohl Mediatorinnen und Mediatoren als auch deren Klienten eine Orientierung in unübersichtlichen Situationen im Kontext der Mediation bieten können, schreiben Kressel et al.

(2012). Zudem spiegelten mediatorische Stile genau das wieder, was Klienten in der Mediation tatsächlich zu sehen bekommen und nicht das, was gegebenenfalls in Lehrbüchern vorgegeben wird (2012:138) – auch hier sehen die Autoren folglich einen klaren Bruch zwischen Theorie und Praxis.

Während Salmon et al. (2013) mit dem formulativen und dem manipulativen Stil insgesamt zwischen zwei eher als aktiv einzuordnenden Stilen unterscheiden, findet sich die Achse aus passiver vs. aktiver Mediation in vielen anderen Stilen durchaus wieder. So berichten Druckman und Wall (2017:1914) von Unterscheidungen von Stilen als „communication-facilitation, procedural, and directive“ bei Bercovitch und Houston (2000), und sie verweisen darauf, dass Kleiboer (1996) eine ganze Reihe verschiedener Mediationsstile in einer Skala von passiven zu aktiven Orientierungen aufgereiht hat. Wood (2004:443) hat Mediatorinnen und Mediatoren selbst nach deren Einschätzung unterschiedlicher Stile befragt und dabei herausgefunden, dass Mediatorinnen und Mediatoren, die eine demokratische Orientierung vertraten, meist auch eine besonders hohe Prozessorientierung befürworteten und sich demnach auch relativ weit aus dem Verfahren heraushalten. Wood spricht von „a somewhat laid-back approach“ (Wood 2004:443) – eine Formulierung, zu der die im Eingangszitat zu diesem Beitrag zum Ausdruck gebrachte Haltung eine gewisse Nähe zeigt.

Wood zufolge lasse ein solcher demokratischer Stil im Übrigen im Vergleich beispielsweise zu einem beratenden Stil (*counselor style*) Emotionen der Klienten deutlich weniger Berücksichtigung zuteil werden. Auch dieser Aspekt einer solchen Orientierung findet sich mehrfach im empirischen Material des vorliegenden Beitrags, was die hier interviewten Mediatorinnen und Mediatoren wiederum von einem Beraterischen Profil abgrenzt: “I don’t consider myself a touchy feely mediator” (Mediator07, 2020, 00:21:44), bzw.:

„Also ich habe immer den Eindruck, es geht vielleicht zu emotional zu, und wenn man dann über Kinder sich austauscht oder das, das liegt mir nicht, da glaub ich, da bin ich auch nicht gut, deswegen mach ich’s nie“ (Mediator09, 2020, 00:10:49).

7.3 Mediatorische Passivität und Aktivität in der bisherigen Forschungsliteratur

Schon die pure Anwesenheit von Mediatorinnen und Mediatoren führt in der Regel dazu, dass sich Parteien in einer Verhandlung rationaler und damit insgesamt kooperativer Verhalten, habe die Forschung Druckman und Wall (2017:1911) zufolge bereits in den 1960er Jahren bestätigen können. Wood (2004:448) berichtet von einer ganzen Forschungstradition, die zwischen passiven und aktiven Stilen in der Mediation unterscheidet und diese höchstens teilweise unterschiedlich bezeichnet. So machte bereits Gulliver (1979) eine Spanne zwischen einer „passive role to an active problem-solver role“ (2004:448) auf, Silbey und Merry (1986) unterschieden einen „bargaining“ und einen „therapeutic“ Stil, Kolb (1983) zwischen einem „dealmaker“ und einem „orchestrator“.

8. Diskussion und Fazit

Der vorliegende Beitrag hatte eingangs die Frage aufgeworfen, inwieweit das Verfahren der Konfliktmediation entweder bereits hinreichend ausgerichtet oder aber flexibel genug ist, um auf jüngere sozialtheoretische und postkoloniale Forderungen nach einer Dekolonisierung sozialer Handlungsformen eingehen zu können. Bei der Bearbeitung dieser Fragestellung wurden strukturelle Rahmenbedingungen von Mediation bewusst außer Acht gelassen und stattdessen zentrale epistemologische Grundannahmen des Verfahrens genauer beleuchtet. Die Literatur zur Dekolonisierung bietet Akteuren vergleichsweise klare Handlungsanweisungen an, wie sie sich beispielsweise in der eingangs referierten Metapher nach Audre Lorde (2007), gemäß der „The master’s tools will never

dismantle the master's house“ manifestierten. Handelnde wären entsprechend aufgerufen radikal offen für neue Erkenntnismethoden zu sein und keinesfalls die althergebrachten eigenen zu verwenden. Wenngleich selbst Befürworter dieser Orientierung ein utopisches Moment bescheinigen (Mignolo 2012), stellt der Ansatz doch zumindest relativ eindeutig klar, was abzulehnen und was zu fördern ist. Mit Blick auf konkretere Anweisungen werden Handelnde jedoch häufig eher allein gelassen, bzw. es scheint unterstellt zu werden, dass diese schon von selbst wüssten, wie sie welche Aspekte ihres Umfelds zu bewerten und einzuordnen haben.

Das gesprächsbasierte beraterische Verfahren der Konfliktmediation zielt genau darauf ab, Weltsichten von Klienten situativ und ggf. auch global zu verändern. Um diese Tätigkeit im Kontext der Dekolonisierung einordnen zu können, sind entsprechend reflektierte und bewusste Kenntnisse, bzw. Wissen über angenommene Epistemologien bei diesen Tätigkeiten erforderlich. Nur wenn die Akteure wissen, durch welche Traditionen und mit welchen Begründungen ihre aktuellen Haltungen zustandekommen, können sie ihren eigenen aktuellen ethischen Kompass entsprechend ausrichten oder ggf. auch neu justieren.

Am Beispiel des Verfahrens der facilitativen Konfliktmediation westlicher Prägung wurde in diesem Beitrag versucht, aktuelle professionelle Handlungspraxen und ihre epistemologischen Grundlagen zusammenzuführen. Dabei wurde auf der Grundlage eigener aktueller Interviews mit praktizierenden Mediatorinnen und Mediatoren von deren tatsächlichen Handlungspraxen und ihren tatsächlichen Selbstbildern als wesentlichste und vor allem handlungswirksamste Grundlage ausgegangen. Identifiziert wurde exemplarisch der Diskurs um die Zuträglichkeit einer passiven Haltung von Mediatorinnen und Mediatoren in der Mediation.

Ausgehend von dieser Beobachtung wurden epistemologische Grundlagen erkundet: Mediation wurde als Form der

beraterischen Tätigkeit klassifiziert und als solche in sozialpädagogische Kontexte eingebettet. Dies konnte besonders ausführlich durch eine Betrachtung des deutschsprachigen Diskurses zur Beratung in der sozialen Arbeit geschehen, der aus internationaler Sicht einen Sonderweg darstellt.

Die Bildungsphilosophie sieht sich hier grundlegend für alle pädagogischen Orientierungen und Tätigkeitsfelder zuständig. Des Weiteren erachtet sie so gut wie jedes epistemologische Paradigma der Sozialwissenschaften für relevant und für fruchtbringend, wenn es darum geht, Erkenntnisse über Bildungsprozesse herzuleiten. In einem weiteren Schritt wurde gezeigt, dass Beraterinnen und Berater, aber auch Mediatorinnen und Mediatoren für sich selbst jeweils individuelle Weltbilder formen, die sich an unterschiedlichen epistemologischen Sichtweisen orientieren und diese integrieren. Es entsteht eine pragmatistische professionelle Praxis, in der Epistemologien, Weltbilder und Persönlichkeit von Mediatorinnen und Mediatoren zusammen mit den zu bearbeitenden Fällen bestenfalls ein konstruktives Zusammenspiel mit vielen gegenseitigen Anknüpfungspunkten schaffen sollten.

Zugleich zeigt diese Forschung, dass es de facto keine besonders große Bewusstheit für solche Zusammenhänge in der mediatorischen Praxis gibt, bzw. dass diese Zusammenhänge wenig Relevanz für diese Praxis zu haben scheinen. Handlungsorientierungen für die Praxis werden stattdessen von einer induktiv und rekonstruktiv vorgehenden empirischen Forschung erbracht, die aus der mediatorischen Praxis heraus versucht, unterschiedliche Haltungen, Ideologien und Stile zu identifizieren. Diese Orientierungen zeigen zwar durchaus Parallelen zu den sozialtheoretischen epistemologischen Ansätzen auf, werden aber in der Literatur in der Regel mit diesen nicht in Verbindung gebracht, bzw. diese Verbindung spielt für eine Legitimation der neu formulierten Modelle kaum eine Rolle. Auch die eingangs beobachtete und von den Mediatorinnen und Media-

toren favorisierte mediatorische Passivität wird hier kategorisiert, aber ebenfalls nicht mehr mit sozialtheoretischen Orientierungen in Abgleich gebracht.

Es entsteht somit eine Welt mediatorischer Modelle, die häufig auf sich selbst bezogen sind und einander – mit Verweis auf die offenkundige Praxis – gegenseitig zu Schlüssigkeit verhelfen. Diese Modelle basieren auf ethisch gut abgewägten Grundorientierungen, die jedoch an sozialtheoretische Modelle nicht mehr rückgebunden und daher vor allem kaum noch auf aussagekräftige Weise verbalisiert werden können.

Für Aufrufe zur Dekolonisierung bestätigt sich hier die bereits von Brubaker et al. (2010) aufgestellte Hypothese von der Demobilisierung des Feldes durch seine Komplexität. Die adressierten Akteurinnen und Akteure werden aufgrund dieser Komplexität, der Unverbundenheit und der Bruchhaftigkeit ihrer epistemologischen Grundlagen wahrscheinlich nur mit Mühe einordnen können, welche professionellen Strategien in diesem neuen Lichte wie zu bewerten sind. Es bleibt mithin ein Zurückgeworfenwerden auf die oben bereits besprochenen, pragmatistischen Haltungen für Entscheidungen in der professionellen Praxis.

Wenn eine zukünftige weitere Professionalisierung mediatorischen Handelns angestrebt werden soll, die dann in einem nächsten Schritt klare Antworten und Handlungsableitungen im Hinblick auf neue Anforderungen, wie die des Dekolonisierens ermöglichen können soll, dann müssten die hier skizzierten epistemologischen Zusammenhänge zukünftig sowohl in Forschung als auch Ausbildung und Praxis stärker reflektiert, expliziert und systematisiert werden.

Für eine Forschung zu Möglichkeiten der Dekolonisierung sozialer Handlungsfelder im Sinne eines postkolonialen Denkens empfiehlt es sich, die hier exemplarisch aufgezeigten epistemologischen Komplexitäten und Brüchigkeiten der Felder in den Blick zu nehmen, die transformiert werden sollen. Die vorgelegte Studie kann dabei selbstverständlich nur kursorischer und bruchstückhafter

Natur sein. Eine Reduzierung der hier beanspruchten Komplexität auf wenige Beitragsseiten würde letztlich der hier skizzierten Argumentation selbst widersprechen. So finden sich in der Literatur selbstverständlich noch unzählige Skizzierungen von Epistemologien, Praxen und deren Zusammenhängen mehr, deren Existenz hier vor allem anerkannt, aber nicht annähernd erschöpfend benannt werden kann.

9. Literatur

- Adler, P. / Lovaas, K. / Milner, N. (1988): The ideologies of mediation: The movement's own story. *Law & Policy* 10(4): 317–39. <https://doi.org/10.1111/j.1467-9930.1988.tb00015.x>
- Arnold, R. (2009): Professionelle Begleitung und Beratung. *PÄD Forum* 37(5): 195–204. <https://doi.org/10.25656/01:3200>
- Bercovitch, J. / Houston, A. (2000): Why Do They Do It like This?: An Analysis of the Factors Influencing Mediation Behavior in International Conflicts. *Journal of Conflict Resolution* 44(2): 170–202. <https://doi.org/10.1177/0022002700044002002>
- Bhabha, H. K. (1994): *The Location of Culture*. London/New York: Routledge.
- Bonafé-Schmitt, J.-P. / Dahan, J. / Salzer, J. / Souquet, M. / Vouche, J.-P. (1999): *Les médiations, la médiation. Trajets*. Ramonville-Saint-Agne: Érès.
- Bond, G. (2023): Culture and mediation: A 2020s perspective on early criticism of Western paradigms. In Busch, D. (Ed.): *The Routledge handbook of intercultural mediation*, New York, NY: Routledge, 23–29.
- Boulle, L. / Alexander, N. (2012²): *Mediation: Skills and techniques*. London, UK: LexisNexis Butterworths.
- Boulle, L. / Rycroft, A. (1997). *Mediation. Principles, process, practice*. Durban, SA: Butterworths.

- Brubaker, M. D. / Puig, A. / Reese, R. F. / Young, J. (2010): Integrating Social Justice Into Counseling Theories Pedagogy: A Case Example. *Counselor Education and Supervision* 50(2): 88–102. <https://doi.org/10.1002/j.1556-6978.2010.tb00111.x>
- Busch, D. (2005): *Interkulturelle Mediation. Eine theoretische Grundlegung triadischer Konfliktbearbeitung in interkulturell bedingten Kontexten*. [Intercultural mediation. A Theoretical foundation of triadic conflict management in contexts affected from interculturality]. Schröder, H. / Busch, D. (Hrsg.). Frankfurt am Main, et al.: Peter Lang.
- Busch, D. (2016): Does conflict mediation research keep track with cultural theory? *European Journal of Applied Linguistics* 4(2): 181–206. <https://doi.org/10.1515/eujal-2015-0037>
- Busch, D. / Franco, E. / Hartmann-Piraudeau, A. (2023): Professional dispute mediators' notions of culture. In Busch, D. (Ed.): *The Routledge handbook of intercultural mediation*, New York, NY: Routledge, 245–52.
- Bush, R. / Baruch, A. / Folger, J. P. (1994): *The Promise of Mediation: Responding to Conflict Through Empowerment and Recognition*. Vol 1. San Francisco, CA: Jossey Bass.
- Curren, R. (2017): Philosophy of Education: Its Current Trajectory and Challenges. In Peters, M. A. (Ed.): *Encyclopedia of Educational Philosophy and Theory*. Singapore: Springer Singapore, 1863–66. <https://doi.org/10.1007/978-981-287-588-4>
- Davis, B. P. / Walsh, J. (2020): The politics of positionality: the difference between post-, anti-, and de-colonial methods. *Culture, Theory and Critique* 61(4): 374–88. <https://doi.org/10.1080/14735784.2020.1808801>
- Druckman, D. / Wall, J. A. (2017): A Treasure Trove of Insights. *Journal of Conflict Resolution* 61(9): 1898–1924. <https://doi.org/10.1177/0022002717721388>
- Ferri, G. (2022): The Master's Tools Will Never Dismantle the Master's House: Decolonising Intercultural Communication. *Language and Intercultural Communication* 22(3): 381–90. <https://doi.org/10.1080/14708477.2022.2046019>
- Fisher, R. / Ury, W. (1981): *Getting to yes: negotiating agreement without giving in*. Boston, MA: Houghton Mifflin.
- Friedman, R. A. (1992): The culture of mediation: Private understandings in the context of public conflict. In Kolb, D. / Bartunek, J. (Hrsg.): *Hidden conflict in organizations: uncovering behind-the-scenes disputes*. Thousand Oaks, CA: Sage, 143–64. <https://doi.org/10.4135/9781483325897.n6>
- Georgakopoulos, A. (2017): Introduction. Revealing the world of mediation. In Georgakopoulos, A. (Ed.): *The mediation handbook: research, theory, and practice*. New York, NY: Routledge, 1–6.
- Goldberg, R. M. (2009): How Our Worldviews Shape Our Practice. *Conflict Resolution Quarterly* 26(4): 405–31. <https://doi.org/10.1002/crq.241>
- Gröning, K. (2011): *Pädagogische Beratung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-92892-0>
- Gulliver, P. H. (1979): *Disputes and negotiations: a cross-cultural perspective*. New York, NY: Academic Press.
- Hansen, J. T. (2006): Counseling theories within a postmodernist epistemology. New roles for theories in counseling practice. *Journal of Counseling & Development* 84: 291–97.
- Hartmann-Piraudeau, A. (2022): Surprises and new paths on the journey to developing online mediation training. In Jameson, J. K. / Hannah, M. F. (Hrsg.): *Contemporary trends in conflict and communication: technology and social media*. Boston, MA: De Gruyter, 239–58.

- Jackson, A. Y., / Mazzei, L. A. (Hrsg.) (2009): *Voice in Qualitative Inquiry*. London; New York: Routledge. <http://site.ebrary.com/lib/alltitles/docDetail.action?docID=10263566>
- Jobodwana, Z. N. J. (1997): Book review/Boekbespreking: Mediation – principles process practice. Laurence Boulle & Alan Rycroft. Butterworths, Durban (1997)“. *South African Public Law* 12(2): 565–70. https://doi.org/10.10520/AJA02586568_985
- Keydel, B. (2018): Mediation und andere Beratungsformate. *Perspektive Mediation*, Nr. 2/2018: 98–108.
- Kleiboer, M. (1996): Understanding Success and Failure of International Mediation. *Journal of Conflict Resolution* 40(2): 360–89. <https://doi.org/10.1177/0022002796040002007>
- Kolb, D. M. (1983): *The mediators. MIT Press series on organization studies 6*. Cambridge, MA: MIT Press.
- Kressel, K. / Henderson, T. / Reich, W. / Cohen, C. (2012): Multidimensional Analysis of Conflict Mediator Style. *Conflict Resolution Quarterly* 30(2): 135–71. <https://doi.org/10.1002/crq.21061>
- Ladegaard, H. J. / Phipps, A. (2020): Intercultural research and social activism. *Language and Intercultural Communication* 20(2): 67–80. <https://doi.org/10.1080/14708477.2020.1729786>
- LeBaron Duryea, M. (1992): *Conflict and culture. A literature review and bibliography*. Rev. Victoria, BC: UVic Institute for Dispute Resolution.
- LeBaron, M. / McCandless, E. / Garon, S. (1998): *Conflict and Culture. A Literature Review and Bibliography. 1992–1998 Update*. Fairfax, VA: George Mason University, Institute for Conflict Analysis and Resolution.
- Lee, J. A. / Neimeyer, G. J. / Rice, K. G. (2013): The relationship between therapist epistemology, therapy style, working alliance, and interventions use. *American Journal of Psychotherapy* 67(4): 323–45.
- Lincoln, Y. S. / Lynham, S. A. / Guba, E. G. (2017⁵): Paradigmatic controversies, contradictions, and emerging confluences, revisited. In Denzin, N. K. / Lincoln, Y. S. (Eds.): *The Sage handbook of qualitative research*. Los Angeles, CA: Sage, 213–63.
- Lorde, A. (2007): The master’s tools will never dismantle the master’s house. In Lorde, A. (Ed.): *Sister outsider: essays and speeches*. Berkeley, CA: Crossing Press, 110–113.
- MacDonald, M. N. / O’Regan, J. P. (2013): The ethics of intercultural communication. *Educational Philosophy and Theory* 45(10): 1005–17. <https://doi.org/10.1111/j.1469-5812.2011.00833.x>
- Marker, M. (2003): Indigenous voice, community, and epistemic violence. The ethnographer’s ‚interests‘ and what ‚interests‘ the ethnographer. *International Journal of Qualitative Studies in Education* 16(3): 361–75. <https://doi.org/10.1080/0951839032000086736>
- Menkel-Meadow, C. (2015): Variations of the Uptake of and Resistance to Mediation Outside of the United States. In Rovine, A. W. (Ed.): *Contemporary Issues in International Arbitration and Mediation: The Fordham Papers 2014*. Leiden, NL: Nijhoff, 198–221.
- Mignolo, W. (2012): Decolonizing Western Epistemology/ Building Decolonial Epistemologies. In Isasi-Díaz, A. M. / Mendieta, E. (Hrsg.): *Decolonizing epistemologies. Latina/o theology and philosophy*. New York, NY: Fordham University Press.
- Moisio, O.-P. / Kauppinen, I. (2020): Philosophical Perspectives, Research in Higher Education. In Teixeira, P. N. / Shin, J. C. (Hrsg.): *The International Encyclopedia of Higher Education Systems and Institutions*. Dordrecht, NL: Springer Netherlands, 2239–44. <https://doi.org/10.1007/978-94-017-8905-9>

- Nittel, D. (2009): Beratung – eine (erwachsenen-)pädagogische Handlungsform. Eine definitorische Verständigung und Abgrenzung. *Hessische Blätter für Volksbildung*, Nr. 01/2009: 5–18. <https://doi.org/10.3278/HB-V0901W005>
- Nussbaum, M. C. (2010): *Not for profit – why democracy needs the humanities*. The public square book series. Princeton, NJ: Princeton University Press.
- Pereira, F. (2019): Teacher Education, Teachers' Work, and Justice in Education: Third Space and Mediation Epistemology. *Australian Journal of Teacher Education* 44(3): 77–92. <https://doi.org/10.14221/ajte.2018v44n3.5>
- Pignault, A. / Meyers, R. / Houssemand, C. (2017): Mediators' Self-Perception of Their Work and Practice: Content and Lexical Analysis. *The Qualitative Report* 22(6): 1589–1606. <https://doi.org/10.46743/2160-3715/2017.2676>
- Pinkl, G. (2018): Mediation als Beratung oder mediative Beratung? Was macht die denn eigentlich genau? *Perspektive Mediation*, Nr. 2/2018: 113–17.
- Pruitt, D. G. / Kressel, K. (1989): Introduction: An overview of mediation research. In Kressel, K. / D. G. Pruitt (Hrsg.): *Mediation Research: The Process and Effectiveness of Third-Party Intervention*. San Francisco, CA: Jossey Bass, 1–8.
- Said, E. W. (1978): *Orientalism*. New York, NY: Vintage Books.
- Salmon, E. D. / Gelfand, M. J. / Çelik, A. B. / Kraus, S. / Wilkenfeld, J. / Inman, M. (2013): Cultural Contingencies of Mediation: Effectiveness of Mediator Styles in Intercultural Disputes. *Journal of Organizational Behavior* 34(6): 887–909. <https://doi.org/10.1002/job.1870>
- Santos, B. de S. (2014): *Epistemologies of the South*. Boulder, CO: Paradigm Publ.
- Schehr, R. C. / Milovanovic, D. (1999): Conflict mediation and the postmodern: Chaos, catastrophe, and psychoanalytic semiotics. *Social Justice* 26(1): 208–32.
- Schirmer, W. / Michailakis, D. (2019): *Systems Theory for Social Work and the Helping Professions*. Abingdon, UK: Routledge. <https://doi.org/10.4324/9780429022104>
- Silbey, S. S. / Merry, S. E. (1986): Mediator Settlement Strategies. *Law & Policy* 8(1): 7–32. <https://doi.org/10.1111/j.1467-9930.1986.tb00368.x>
- Smith, L. T. (2022): *Decolonizing Methodologies: Research and Indigenous Peoples*. London, UK: Bloomsbury Academic.
- Spivak, G. C. (1988): Can the subaltern speak? In Nelson, C. / Grossberg, L. (Hrsg.): *Marxism and the interpretation of culture*. Urbana, IL: University of Illinois Press, 271–313.
- Tesar, M. (2021): "Philosophy as a Method": Tracing the Histories of Intersections of "Philosophy," "Methodology," and "Education". *Qualitative Inquiry* 27(5): 544–53. <https://doi.org/10.1177/1077800420934144>
- Uhlendorff, U. (2012): Sozialpädagogisch-hermeneutische Diagnosen in der Jugendhilfe. In Thole, W. (Ed.): *Grundriss Soziale Arbeit: Ein einführendes Handbuch*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 707–18. https://doi.org/10.1007/978-3-531-94311-4_45
- Vacc, N. A. / Loesch, L. C. (1984): Research as an Instrument for Professional Change. *Measurement and Evaluation in Counseling and Development* 17(3): 124–31. <https://doi.org/10.1080/07481756.1984.12022758>
- Volpe, M. R. / Johnson, M. E. (2023): Imagining a racially diverse and inclusive mediation field: Uncovering the structural hurdles. In Busch, D. (Ed.): *The Routledge handbook of intercultural mediation*. New York, NY: Routledge, 155–62.
- Walker, P. O. (2004): Decolonizing conflict resolution: Addressing the ontological violence of Westernization. *American Indian Quarterly* 28(3/4): 527–49.

Watson, L. (2016): The Epistemology of Education. *Philosophy Compass* 11(3): 146–59. <https://doi.org/10.1111/phc3.12316>

Wendt, A. N. (2020): Phänomenologische Psychologie. In Mey, G. / Mruck, K. (Hrsg.): *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie*. Springer Reference Psychologie. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden, 1–24. https://doi.org/10.1007/978-3-658-18387-5_17-2

Wertz, F. J. (2005): Phenomenological Research Methods for Counseling Psychology. *Journal of Counseling Psychology* 52(2): 167–77. <https://doi.org/10.1037/0022-0167.52.2.167>

Wilkinson, B. D. / Hanna, F. J. (2016): New Horizons in Counselor Pedagogy: The Intersection of Constructivist Concepts and Phenomenological Awareness. *The Journal of Humanistic Counseling* 55(1): 2–19. <https://doi.org/10.1002/johc.12021>

Wilkinson, B. D. / Shank, G. / Hanna, G. F. (2019): Epistemological issues in counselor preparation: An examination of constructivist and phenomenological assumptions. *The Journal of Counselor Preparation and Supervision* 12(4): Art. 13.

Wood, J. (2004): Mediation styles: Subjective description of mediators. *Conflict Resolution Quarterly* 21(4): 437–50. <https://doi.org/10.1002/crq.72>

Yokotsuka, S. (2023): Cultural humility in intercultural mediation. In Busch, D. (Ed.): *The Routledge handbook of intercultural mediation*. New York, NY: Routledge, 51–58.

Zech, R. (2010): Organisation und Beratung. Funktionsgrammatiken, Selbstberatung, pädagogische Zugänge. In Göhlich, M. / Weber, S. M. / Seitter, W. / Feld, T. C. (Hrsg.): *Organisation und Beratung: Beiträge der AG Organisationspädagogik*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 13–25.